

Das Wort im Spiegel der Sprachkritik

1. Vorbemerkungen
2. Thematische Aspekte der Wortkritik
 - 2.1. Unangemessenheit bezüglich des Autors
 - 2.2. Unangemessenheit bezüglich des Adressaten
 - 2.3. Unangemessenheit bezüglich des Gegenstandes
 - 2.4. Unangemessenheit bezüglich des Sprachsystems
3. Zusammenfassung
4. Zitierte Literatur

1. Vorbemerkungen

Als konstitutiver Teil der Sprachgeschichte ist neben der Sprachsystemgeschichte und der Sprachkontaktgeschichte in den letzten Jahren immer stärker die Sprachbewußtseinsgeschichte betont worden. Es geht dabei um „das systematische und das unsystematische Sprachwissen und die Handlungs- bzw. Urteilsmotivationen, die bei einem Sprachgemeinschaftsmitglied bzw. in einer Sprachgemeinschaft verbreitet sind“ (Mattheier 1995, 16). Will sagen: „Sprache kann [...] nicht nur als das Gesehene werden, was sprachlich gesehen ist, geschieht und nach den grammatischen Regeln geschehen könnte. Zu einer Sprache gehört auch, was Menschen, die sie gebrauchen, von ihr meinen, was sie von ihrem eigenen Sprachgebrauch und dem anderer Menschen halten, kurzum ihre Spracheinstellungen.“ (Stickel 1999, 17)

Zur linguistischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen Wort gehört daher auch die Auseinandersetzung auf der zweiten Metaebene, d.h. die Auseinandersetzung mit der (linguistischen und unlinguistischen) Auseinandersetzung. Dabei sind indes – aufgrund der Fülle des zu berücksichtigenden Materials – Einschränkungen unumgänglich. Nachfolgend wird daher ausschließlich die wertende Auseinandersetzung berücksichtigt.

Der Beitrag versucht in exemplarischem Zugriff einen historisch angelegten Überblick über die wichtigsten thematischen Aspekte der Wortkritik zu geben. Vollständigkeit kann dabei aus Umfangsgründen weder hinsichtlich des untersuchten Korpus noch hinsichtlich der Systematik angestrebt werden. Ebensovwenig kann problematisiert werden, was im einzelnen mit *Wort* gemeint ist (vgl. hierzu Bär 2001, wo drei verschiedene Formen der Wortkritik – Lexemkritik, Parolekritik und Logoskritik – unterschieden werden).

2. Thematische Aspekte der Wortkritik

Wörter, Worte, das Wort (vgl. Bär 2001) werden immer dann kritisiert, wenn sie unter irgendeinem Aspekt für ungeeignet oder untauglich gehalten werden. Als ungeeignet gelten kann ein Wort unter vier verschiedenen Aspekten: erstens in seiner Bezogenheit auf den Sprecher oder Schreiber (2.1.), zweitens in seiner Bezogenheit auf den Adressaten (2.2.), drittens in seiner Bezogenheit auf den Gegenstand (2.3.); damit sind die drei Bühlerschen Grundfunktionen des sprachlichen Zeichens – Ausdruck, Appell und Darstellung – angesprochen (Bühler 1934, 28f.). Viertens kann das Passende oder Unpassende eines Wortes auch im Rahmen bzw. vor dem Hintergrund des Sprachsystems beurteilt werden, zu dem es gehört (2.4.). Von diesen vier Aspekten kann bei der konkreten Wortkritik jeweils einer im Vordergrund stehen, sie können aber auch in jeweils unterschiedlicher Weise zusammenwirken.

2.1. Unangemessenheit bezüglich des Autors

Defizite in der Ausdrucksfunktion des oder eines Wortes kritisieren heißt der Ansicht sein, daß sich ein Sprecher oder Schreiber durch sprachliche Äußerung oder die Wahl eines bestimmten Wortes selbst nicht gerecht werde. Grund dafür kann zum einen sein, daß das Wort nicht hinreicht, um auszudrücken, was der Autor auszudrücken beabsichtigt (2.1.1.), zum anderen, daß das Mißverhältnis zwischen Wort und innerem Äquivalent billigend in Kauf genommen oder sogar direkt angestrebt wird, anders gesagt: daß ein adäquates Fassen von Gedanken, Meinungen, Empfindungen oder Absichten in Worte, wiewohl es möglich wäre, bewußt unterlassen oder vermieden wird (2.1.2.). Die hier angesprochene „Verhüllfunktion“ des Wortes kommt exemplarisch in einer Sentenz zum Ausdruck, die von Schopenhauer (1813, 15) Napoleons Außenminister Talleyrand, von Heine (1826, 213) hingegen dem Polizeiminister Fouché zugeschrieben wird: „La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée“ bzw. „les paroles sont faites pour cacher nos pensées.“¹ – Ein Sonderfall des sprachlichen Sich-selbst-nicht-gerecht-Werdens ist die Dokumentation geringer Selbstachtung (2.1.3.).

2.1.1. Mangelnde Ausdruckskraft

Daß einem „die Worte fehlen“ (Gellert 1757, 113; Goethe 1795/96, 23, 125; Brentano 1801, 195), daß man sich „mit einem Worte [...] nicht exprimiren“ kann (A. v. Arnim 1817, 108), daß einem die „eigenen Worte [...] fast fremder [...] als fremde“ vorkommen (B. v. Arnim 1840, 682) oder daß „unstrer Inbrunst

¹ „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verbergen“ bzw. „die Worte sind dazu da, um unsere Gedanken zu verbergen“ (vgl. Büchmann 1998, 387).

[...] kein Wort genügt“ (A. v. Arnim 1854, 526) – all dies sind alltägliche Erfahrungen. Das Problem, sich selbst angemessen zu artikulieren, ist ein wichtiges Thema der Literaturtheorie und Sprachreflexion spätestens seit der Mitte des 18. Jahrhunderts. Um und nach 1800 beschäftigen sich insbesondere die deutschen Romantiker und einige ihnen inhaltlich nahestehende Autoren mit diesem Problem. Nach ihrer philosophischen Auffassung ist, was die menschliche Persönlichkeit ausmacht, im Wortsinne individuell: „nicht teilbar“, also auch nicht mitteilbar. Eine Verständigung ist daher nur dort ohne weiteres möglich, wo es um Unwesentliches, Unpersönliches geht: „[D]ie Sprache ist ein großer Überfluß. Das Beste bleibt doch immer für sich und ruht in seiner Tiefe, wie die Perle im Grunde des Meers.“ (Hölderlin 1799, 118)²

Vor allem die Fülle der Empfindung und ihren unmittelbaren Andrang kann die Sprache weder darstellen noch vermitteln; sprachliche Fassung bedeutet stets Reflexion und Brechung, Abstraktion und Reduktion: „Allmählig löste mein Taumel sich in Worte auf. Ich fühlte *weniger*, da ich *sagen* konnte, wie *viel* ich fühlte. Die Sprache ist nur *Folge* der Empfindung. Der wahre Augenblick der Empfindung duldet keine Sprache.“ (Mereau 1794, 39f.)³

Für die Romantik steht die Sprache in der Mitte zwischen Empfindung und Begriff; für beide Sphären müssen dieselben Zeichen gebraucht werden. Den Ausdruck von Empfindungen ohne begriffliche Brechung zu leisten, ist daher die Wortsprache kaum imstande: „Die Empfindung inhäriert [...] in der Sprache immer der Bezeichnung der Begriffe. Die Sprache kann daher auch nur indirekt zum Ausdruck der Empfindungen dienen, sie ist gegen die unendlichen Nuancen der Empfindung erstaunlich arm.“ (A. W. Schlegel 1798/99, 72)⁴ Zur Beschreibung und Vermittlung innerer Zustände wie Freude und Trauer⁵ sind Worte wenig geeignet; sie versagen gegenüber der Fülle der Empfindung oft völlig. Hierin gründet der romantische Topos der Unsagbarkeit:

„Gestiküren, quälen und mühen sich nicht [...] alle Menschen ab, die eigenthümliche Grundmelodie äußerlich zu gestalten, die jedem in tiefster Seele mitgegeben ist, und die der eine mehr, der andere weniger und keiner ganz auszudrücken vermag, wie sie ihm vor-schwebt? Wie wenig es verstehen wir von den Thaten, ja, selbst von den Worten eines Menschen!“ (Eichendorff 1815, 65)

² Vgl. auch Goethe (1795/96, 23, 125): „Die Worte sind gut, sie sind aber nicht das Beste. Das Beste wird nicht deutlich durch Worte.“

³ Vgl. Shakespeare (1598/99, II/1): „Silence is the perfectest herald of joy: I were but little happy, if I could say how much.“ („Schweigen ist der beste Herold der Freude. Ich wäre nur wenig glücklich, wenn ich sagen könnte, wie sehr ich's bin.“)

⁴ Vgl. auch Mereau (1800, 138): „Warum uns so wenig ergreift? Weil der Begriffe so viele; | denn es begeistert nur das, was unbegreiflich uns bleibt.“

⁵ „Sprechen? o ich bin ein Laie der Freude, ich will sprechen! Wohnt doch die Stille im Lande der Seeligen, und über den Sternen vergißt das Herz seine Noth und seine Sprache.“ (Hölderlin 1797, 50) – „Da bin ich auf Freunde gestoßen | Und sagt es doch keinem nicht, | Warum die Tränen mir flossen | Froh über mein Angesicht, | Und will es auch keinem hier sagen, | Warum ich nun traurig und stumm, | Denn alle Worte versagen, | Wo alles geht so dumm.“ (A. v. Arnim 1810, 153)

2.1.2. Mißverhältnis von Wort und Tat

Die Tatsache, daß das Wort als zum Ausdruck der Empfindung ungeeignet erscheint, kann zu einer prinzipiellen Skepsis an der Wahrhaftigkeit sprachlicher Äußerungen und zu einem Verlust des Vertrauens in sie führen: „[E]in Wort ist ein Wind, und ein Wind ist nichts, und auf nichts geb' ich nichts mehr.“ (Eichendorff 1833, 396) Die Differenz zwischen Wollen und Können ist es dabei, die im Zentrum der Kritik steht: „[A]uch der Wahrste lügt, will er mit Worten, was er fühlt, sagen, und nur die Aeußerung ist wahr, die unvermuthet und unverschuldet aus der Tiefe steigt.“ (Brentano 1801, 143) In einem hermömmlicheren Verständnis von Aufrichtigkeit wird allerdings nur diejenige Rede als unwahrhaftig angesehen, die von den Meinungen, Absichten und insbesondere den tatsächlichen Handlungen des Sprechers vorsätzlich abweicht. Kritisiert wird, wer nicht „als Mann der Wahrheit in Wort und Tat immer er selbst ist“ (Aristoteles, Eth. Nik., 1127a) bzw. „in Rede und Leben bei der Wahrheit bleibt“ (ebd., 1127b).

2.1.2.1. Die Gegenüberstellung von großem Wort und mangelnder Tat hat in der abendländischen Geistesgeschichte eine lange Tradition. Das Neue Testament (Jak. 1,22) fordert, „Täter des Worts“ zu sein, „nicht Hörer allein“:

„Wenn sich jemand läßt dünken, er diene Gott, und hält seine Zunge nicht im Zaum, sondern betrügt sein Herz, dessen Gottesdienst gilt nichts. Ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: die Waisen und Witwen in ihrer Tribsal besuchen und sich selbst von der Welt unbefleckt halten.“ (Jak. 1,26f.)

Dieselbe Ethik vertritt 1. Joh. 3,17f.: „Wenn aber jemand dieser Welt Güter hat und sieht seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibt die Liebe Gottes in ihm? Meine Kindlein, lasset uns nicht lieben mit Worten [...], sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.“

Wahrhaftigkeit der Rede, das heißt die Übereinstimmung von Aussage und durch den Sprecher einzulösendem Gehalt, wird in der Bergpredigt von Christus selbst angemahnt: „Eure Rede aber sei: Ja, ja; nein, nein. Was darüber ist, das ist vom Übel“ (Matth. 5,37; paraphrasiert bei Jak. 5,12: „Es sei aber euer Ja ein Ja und das Nein ein Nein, auf daß ihr nicht unter das Gericht fallt“).

Auch außerhalb religiöser Zusammenhänge spielt der Gedanke der Übereinstimmung von Wort und Tat eine wichtige Rolle. Schon Platon sieht die moralische Stärke des Sokrates darin, daß er seine Überzeugungen „nicht durch Worte, sondern durch die Tat“ (Apolog., 32d) bzw. „durch die Tat [...], nicht bloß durch Worte“ (Kriton, 52d) verfochten habe. Derjenige, dessen Rede kein „leeres Wort“, sondern „ernstlich gemeint“ ist (Goethe 1795/96, 22, 269) und der dafür in seinen Handlungen einsteht, gilt als beispielhaft;⁶ wer es nicht

⁶ Insbesondere in Fragen der Erziehung: „Sie predigte nicht etwa mit Worten allein, sie predigte durch ihr Beispiel. Sie pflegte zu unterlassen, was Regula bleiben lassen sollte.“ (Ebner-Eschenbach 1895, 27)

vermag oder will, als unehrenhaft. Georg Büchner (1838, 130) zählt dazu mit bitterem Spott die Monarchen („Ein königliches Wort ist ein Ding – ein Ding – ein Ding, – das nichts ist“), wobei er hauptsächlich an das von deutschen Fürsten während der napoleonischen Befreiungskriege gegebene, später jedoch vielfach nicht eingelöste Versassungsversprechen denken dürfte.

2.1.2.2. Eine besondere Art des Abweichens von der Wahrhaftigkeit und des dadurch entstehenden Mißverhältnisses von Wort und Tat ist nach Aristoteles (Eth. Nik., 1127a) die Prahlerci: „Der Prahler scheint sich den Anschein rühmlicher Eigenschaften zu geben, [...] die er nicht hat, und größerer als er hat [...]“. Für Karl Korn (1959, 77) ist Angeberei das, „was der einzelne von dem großen Advertising, zu deutsch den Werbungskonzernen, gelernt hat“, will sagen: „Methoden der Überwältigung der Dummen“ (ebd.), aus denen ein „forscher Drahtzieherjargon“ (ebd., 66) resultiert.

„Der Angeber [...] läßt sich mit der rasch hingeworfenen Anmerkung *Ganz klarer Fall* anmerken, daß er immer rasch und zuerst begreift [...]. Dinge, die was kosten, natürlich nicht ihm, tut er gem mit *Ganz kleine Fische* ab und erklärt zu anderer Leute Schwierigkeiten oder Ausgaben *Spielt keine Rolle*.“ (ebd., 63)

Als Prahlerci wird darüber hinaus prinzipiell jeder für unauthentisch gehaltene Sprachgebrauch kritisiert: „Deine Extravaganzen alle sind mir verständlich und lieb, aber Worte, die Du bloß um zu prahlen hinzufügest, wie Schwenot, und die keine Bedeutung haben in Deinem Mund, die kannst Du ungesagt lassen“ (B. v. Arnim 1840, 414). Auch jede Art von „Rednerfloskeln“, „Deklamationen“ und „Wortgepränge, [...] hinter dem sich oft ein fühlloses Herz und ein schaler Kopf verbirgt“, jede Art von „Übertreibung in Worten“, „hohle[r] Begeisterung im Sprechen“ und „Kitzel, sich perorieren zu hören“ (Forster 1793/94, 753), wird als unwahrhaftiger, prahlerischer Sprachgebrauch abgelehnt.

Insbesondere die Präntention auf Gelehrsamkeit durch auftrumpfenden Fremdwortgebrauch wird als „Schnitz und Aufschneiderci“ (*Sprach-Verderber* 1643, 19) scharf kritisiert. Johann Rist gibt seiner Schrift *Retting der Edlen Teitischen Hauptsprache* (1646) den Untertitel *Wider alle deroseiben muhwillige Verderber und alamosirende Aufschneider*. Johann Daniel Longolius (1715, 106) spricht von der „Einfalt einiger neugierigen Prahlhänse“. Ein „Vständigiger und in fremden Sprachen Erfahmer“, so Neumark (1668, 142), könne

„sich nicht satissam verwundern / daß auch die jenigen / so nicht über den Schatten ihres Kirchthurms gewandert / uñ nie kein Welsches / Lateinisches oder Frantzösisches Wort vorseztlich gelernt; sondern ie eines etwan ohne Verstand erschnappt / nicht 6. Wörtlein zusammen fügen / darunter nicht etliche unteutsche mit eingeflochten weren.“

Und Weitenauer (1772, 85f.) spottet:

„[E]ine bewährte Kunst, seine Belesenheit oder Erfahrenheit in Sprachen an den Tag zu legen, besteht in dem, daß man von Zeit zu Zeit mit late[n]nischen, frantzösischen, und andern Brokken um sich werfe, und ihnen zur Gnade einen deutschen Ausgang hintenan mache. [...] Diese Wörter sehen beynah aus wie die poetischen Meerwunder, welche Neptuns Wägen ziehen, und aus Pferden zu Fischen werden.“

Die Ablehnung des gesuchten Fremdwortgebrauchs läßt sich bis zu Baldesar Castigliones *Libro del Cortigiano* zurückverfolgen. Der Autor entwirft darin eine „Richtschnur schöner Sitten“ („norma di bei costumi“; Castiglione 1528, 86), ein Idealbild des geselligen Menschen. Das Wichtigste ist für ihn dabei die harmonische Ausgewogenheit aller Eigenschaften und Fähigkeiten, auf der die Anmut (*grazia*) beruht. Mit Anmut, so Castigliones Forderung, solle der Hofmann „jede seiner Handlungen, Gebärden, Fertigkeiten, kurzum jede seiner Bewegungen verbinden“ („compagnare l'operazion sue, i gesti, gli abiti, in somma ogni suo movimento“; ebd., 120f.). Als Mittel dazu wird „eine gewisse Art von Lässigkeit“ („una certa sprezzatura“) empfohlen, durch die das Götische oder Gesagte als „müheles und fast ohne Nachdenken“ („senza fatica e quasi senza pensarvi“) zustandekommen erscheinen soll (ebd., 124). Insbesondere beim Sprechen („massimamente nel parlare“; ebd., 129) soll der Hofmann sich der Kunstlei enthalten. Als solche gilt unter anderem das gesuchte Durchmischen der Rede mit fremden Versatzstücken, das Weltläufigkeit demonstrieren soll (ebd.).

Spätestens seit dem 17. Jahrhundert ist dann vor allem die unwissenschaftlich falsche Verwendung von Fremdwörtern Gegenstand des Hohns: „[W]ann sie etwan ein wenig in das A. B. C. gesehen [...] oder können ein wenig lesen vnd schreiben / [...] so wollen sie anfangen lateinische Brocken einwerffen“ (*Sprach-Verderber* 1643, 18f.); „ein jeder der am meisten lateinische oder nur halb lateinische Wörter einführen kann / der meint er sey ein halber *Doctor*, jederman sehe jhne hierumb an / daß er so wol reden (aufschneiden) könne“ (ebd., 19).

Das von ihm angeführte Beispiel für falschen Fremdwortgebrauch eines Kanzleischreibers⁷ kommentiert der Verfasser so:

„O Elend! [...] Das arme Wort *Ammistiam* hat er für Bedacht genommen / vnd nicht bedacht / ja nicht gewust / was es in seiner Natur heissen möchte / sondern [...] so bald auß er dieses Wort gehört / nicht ruhig schlaffen können / biß ihm Gelegenheit zu erwachsen / mit demselben sein Mistiges Schreiben zuspicken.“ (*Sprach-Verderber* 1643, 23)

2.1.2.3. Als eine weitere Art der Unaufrichtigkeit und des Mißverhältnisses zwischen Wort und Tat gilt die Schmeichelei. Sie wird moralisch am schärfsten bewertet und nicht selten in unmittelbare Nähe zur aktiven Lüge gerückt. Agrippa von Nettesheim (1530, 1, 55) macht sie der „kuriose[n] Rednerkunst“ zum Vorwurf, d.h. denjenigen, welchen es

„kein Ernst [...] ist, die Wahrheit zu sagen, sondern eine schlechte Sache vorzubringen, und dieselbe mit lauter anreizenden und bravierenden Worten zu erheben, und mit einer Schmeichelei und angestrichenen Süßigkeit die Gemüter der Zuhörer zu betrügen, und nach ihrer Zunge derselben Ohren zu leiten.“

⁷ „Es könnte sein genädiger Herr anjetzo auff überreichte seine *Supplication* sich nicht *resolviren*, sondern hätte die sach in *Ammistiam* gezogen / deßwegen er sich biß zu anderer zeit *patientiren* müste.“ (*Sprach-Verderber* 1643, 23)

Die Rhetorik erscheint in diesem Zusammenhang als gottilos und unmoralisch:

„So ist es ja auch offenbar, dass keiner durch diese Kunst ist frömmter worden, viele aber böser und schlimmer. Denn obgleich sie von den Tugenden zierlich reden können, so sind sie auch dabei vielmehr geschickt und beflissen, Irrtümer zu defendieren, Streit und Aufuhr zu erwecken, Kalumnien und Lästereien vorzubringen, als etwan Friede, Ruhe, Einigkeit, Glauben und Liebe zu erwecken und zu erhalten.“ (ebd.)

Vor allem den Franzosen und ihrer Sprache wird im Zusammenhang mit dem höfischen Komplimentierwesen Oberflächlichkeit und schmeicheleirische Unaufrichtigkeit vorgeworfen und die **V**erfähigkeit zu Wahrfähigkeit und tieferen Empfindung abgesprochen. Mit französischen Wörtern kann man nach Lichtenberg (1775/76, 419) keinen wahr- und ehrenhaften Gedanken zum Ausdruck bringen. Der Autor stellt französische und deutsche Heteronyme gegeneinander:

„Sie sind unterschieden wie promesse und Versprechung, die letztere wird gehalten und die erstere nicht. [...] Das französische Wort gibt die deutsche Idee mit einem Zusatz von Wind, oder in der Hofbedeutung. [...] Eine Erfindung ist etwas Neues, eine Decouverte etwas Altes mit einem neuen Namen.“ (ebd.)

Die Verurteilung des Französischen als einer Sprache der Lüge ist weit verbreitet. Bekannt ist die Sprachschelte der Aurelle im *Wilhelm Meister*:

„Ich hasse die französische Sprache von ganzer Seele. [...] Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! ich finde, Gott sei Dank! kein deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges *treulos* ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Übermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattierungen in Einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu sein, damit sie sich nur alle untereinander recht betrügen und belügen können!“ (Goethe 1795/96, 22, 234)⁸

Für Herder, der die Meinung vertritt, daß die Sprache das Denken beeinflusst und daß man je nach der Sprache, die man spricht, in unterschiedlicher Weise denkt, gibt es „[s]chwerlich [...] eine schimpflichere Sklaverei als die Dienstbarkeit unter Französischem Witz und Geschmack, in Französischen Wortfesseln“ (Herder 1797, 160), denn die Oberflächlichkeit der französischen Sprache wirke sich auf diejenigen aus, die sie verwenden:

„[S]ie macht uns andrer, stärkerer Eindrücke so unfähig, so in uns selbst erstorben! Sagen Sie einer flachen Seele von Deutsch-Französischer Erziehung das Stärkste, das Beste in einer andern Sprache: man versteht Sie *Französisch*. Lassen Sie es sich wieder sagen, und Sie werden sich vor Ihrem eignen Gedanken oft schämen. [...] Da [...] die Deutsche Sprache [...] gleichsam nur *Herz und Verstand* ist und statt feiner Zierde Wahrheit und Innigkeit liebet, so zerstäubt ihr Nachdruck einem gemeinen Französischen Ohr wie der fallende Strom, der sich in Nebel auflöset. Wie manchen hohen Begriff, wie manches edle Wort auch der alten Römersprache hat die Gallische Eitelkeit geschminkt, entnervt, verderbet!“ (ebd., 161)

⁸ Zu beachten ist allerdings, daß die Rede der Romanfigur hier nicht für die Meinung des Autors gehalten werden darf (vgl. Bär 1999b, 227f.).

Johann Gottlieb Fichte greift in seinen *Reden an die deutsche Nation* diesen Gedanken auf und führt ihn weiter. Er geht von einem Einfluß der sprachlich gefaßten und tradierten Erfahrungen und Meinungen früherer Generationen auf eine Sprachgemeinschaft aus, durch den die Sprache konstitutive Bedeutung für die Nation gewinnt. Das Eindringen fremder Elemente in eine Sprache soll nach dieser Auffassung vermieden werden, da andernfalls die Denkwiese der Sprachgemeinschaft verfälscht würde. Wenn ein Wort nicht etymologisch oder morphologisch durchsichtig ist und mithin auch semantisch im Rahmen eines bestimmten Sprachgefüges verstanden werden kann, so ist seine Bedeutung nicht „unmittelbar klar“, sondern „völlig [...] willkürlich“ (Fichte 1808, 321). Solche fremden Sprachbestandteile sind im Ganzen der Sprache „todd, abgeschlossen, und [...] durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten, abgeschnitten von der lebendigen Wurzel“ (ebd.).

Zu Sprachen, die in dieser Weise unlebendig sind, erklärt Fichte die romanischen Sprachen – insbesondere meint er das Französische –, da sie ihren Bezug zur „Muttersprache“⁹ Latein verloren haben: Ohne „gelehrte Ergründung des Alterthums und seiner wirklichen Sprache“ sind den „neulateinischen Völkern“ die Wurzeln ihrer Wörter nicht bekannt (ebd., 322), so daß sie gleichsam ihre eigene Sprache als Fremdsprache, als eine „im Grunde todt und unverständliche Sprache“ empfinden (ebd., 321). Eine solche nun läßt sich „sehr leicht verdrehen und zu allen Beschönigungen des menschlichen Verderbens misbrauchen“, was in einer „niemals erstorbenen“ nicht in dieser Weise möglich ist (ebd.). Überspitzt formuliert: Im Deutschen kann man nicht, im Französischen hingegen nur lügen.¹⁰

2.1.3. Mangelnde Selbstachtung

Für unangemessen in bezug auf den Autor kann ein Wort auch dann erklärt werden, wenn der Autor durch seine Verwendung mangelnde Selbstachtung an den Tag legt.

2.1.3.1. Als kompromittierend für den Autor gelten hauptsächlich unanständige und stilistisch niedrige Wörter; werden rigide moralische Maßstäbe angelegt, so sind hierzu auch Anzüglichkeiten zu rechnen. So bezeichnet bei Fontane der alte Stechlin seine Schwester Adelheid als nicht nur altnodisch, sondern geradezu *petrefakt*, und sie entgegnet: „Ich verstehe das Wort nicht und wünsche

⁹ *Muttersprache* hier in der Bedeutung „Sprache, von der eine andere Sprache abgeleitet ist oder abstammt“; das Komplenym ist *Töchersprache*. Fichte selbst verwendet die Ausdrücke in diesem Zusammenhang zwar nicht, trifft aber dieselbe Unterscheidung und auch Wertung, die im Zusammenhang der Gegenüberstellung von *Muttersprachen* und *Töchersprachen* im späteren 19. Jahrhundert üblich war (vgl. Veldre 1992).

¹⁰ Vgl. auch Arndt (1818, 360): „[D]ie Stünde mit einem Halbschein von Tugend und Annuth [zu] verzierten wird unserer Sprache Gottlob tausendmal schwerer als es der französische ist“.

nur, daß es etwas ist, dessen du dich nicht zu schämen hast.“ (Fontane 1899, 284) Im selben Dialog tadelt sie ihn auch für die Verwendung des Wortes *verursachen* („verschlampen, herunterwirtschaften, durchbringen“), das sie um des damit zum Ausdruck gebrachten Sachverhaltes willen offenbar als unvornehm bzw. unstandesgemäß und damit als kompromittierend für den Sprecher empfindet: „Ich bitte dich, wähle doch andere Worte.“ (ebd.)

Eine solche wortkritische Einstellung kann bis hin zu der Weiterung gehen, bestimmte Sachverhalte überhaupt zu thematisieren, weil die Verwendung des angemessenen Ausdrucks für unvereinbar mit der eigenen Integrität gehalten wird: „Die Leute hier tun immer so, wie wenn du dem alten Kortschädel sittlich überlegen gewesen wärsst“, hält Adelheid ihrem Bruder vor. „Ich für meine Person kann's nicht finden und sagte dir gern meine Meinung darüber. Aber ich nehme häßliche Worte nicht gern in den Mund.“ (Fontane 1899, 352.)

Diese Sichtweise findet allerdings auch ihre Gegner, und zwar bemerkenswerterweise unter dem seinerseits wortkritischen Aspekt der Geringschätzung des Wortes gegenüber der Realität im Sinne von 2.3.3.: „Kein Wort ist schändlich, die Tat ist schändlich!“ (Brentano 1801, 533) Zum Ausdruck gebracht wird dadurch zugleich, daß das Tadeln oder Vermeiden von Wörtern heuchlerisch ist, wenn nicht zugleich die damit angedeuteten Handlungen bzw. Sachverhalte ausgeschlossen werden können (vgl. 2.1.2.). Wie problematisch dies ist, zeigt G. Büchner in *Leonce und Lena*, wo ein besonders „feines sittliches Gefühl“ ironisch derjenigen Person bescheinigt wird, die bestimmte Wörter überhaupt nicht kennt – so etwa einer Dame, die „gar kein Wort für den Begriff Beinkleider“ hat (Büchner 1838, 131).

2.1.3.2. Als Indiz für mangelnde Selbstachtung eines Sprechers wird stereotyp auch ein übermäßiger Fremdwortgebrauch verstanden. Bereits in der Barockzeit findet sich diese in der Regel sprachpatriotisch motivierte Wortkritik:¹¹

„Contemnimus [...] nos ipsi, & contemnimur. Interim purissima & à peregrino squalore libera hactenus lingua mutata, & in miras loquendi formulas degenerat. Monstra vocabulorum & ecarinomata irrepunt occulte, ad quæ genuinus aliquis Germanus quandoque vix indignationem, quandoque nauseam vix tenet.“ (Opitz 1617, 92^{1/2})

Fremdwortgebrauch gilt als sprachliche Unterordnung und damit zugleich als Signal für die Bereitschaft, sich auch kulturell und selbst politisch einem fremden Diktat zu unterwerfen.

„Die schlauen Franzosen sehen diese unsere Thorheit wol / dann welcher Blinde sihet das nicht? wie daß wir teutschen Affen uns an ihnen vergalffen; und darum legen sie uns auch

¹¹ Zum barocken Sprachpatriotismus vgl. Gardt 1994, 129–188.

¹² „Wir verachten [...] uns selbst, und wir werden verachtet. Inzwischen verändert sich die bislang reinste und von fremdem Schmutz freie Sprache und verkommt in wunderlichen Sprechweisen. Wortungeheuer und -krebsgeschwüre schleichen sich im Verborgenen ein, gegenüber denen ein echter Deutscher kaum je die Entrüstung, die Übelkeit zurückhält.“ (Meine Übersetzung, J. B.)

diesen Speck auf die Falle. Sie halten uns / dieser Ursachen billig in ihrem Herzen [...] für dumme Bestien / für leichtgläubige und freigeübte Kautzen / für einfältige Schöpsen und für gute Schlucker / die mit sich umgehen / ja sich überherrschen und hofmeistern lassen / wie man nur selbst will.“ (Kramer 1700, 64⁵)

Die hier verwendete Affenmetapher ist ein Topos des fremdwortkritischen Diskurses (vgl. Gardt 2001, 52); sie findet ihre Entsprechung in der Apostrophierung des Fremdwörter gebrauchenden Sprechers bzw. Schreibers als *Narren*, d.h. Zerrbilder hervorbringenden Nachahmers (z.B. bei Rist 1646, 140). Demgegenüber wird den nachgeahmten Sprachgemeinschaften ebenso stereotyp ein hohes Maß an Selbstachtung attestiert, was sich darin zeigt, „daß sie ihre Mutter-Sprach also hoch halten / daß sie auch nicht ein einiges Teutsches Wort in dieselbe einnehmen“ (Schill 1644, 135). Stieler (1691, Vorrede,)(X)(ij) präsentiert ein ganzes Arsenal an Beispielen:

„Kein Ungar / Böme / Polak / Moskowit / wird seiner Rede solche bunte und närrische Flickklappen ankleistern / als die schandkätzliche Stieftöchte zuthun pflegen. Die Römer [...] hätten [...] sich eher in einen Finger gebissen / als in einer offentlichen Kunstrede oder bey ansehnlicher Versammlung ein Griechisch Wort eingelappet / und / da die Griechen schon von den Römern bezwungen worden / haben sie dennoch kein Lateinisches Wort under ihre Schriften gemengt. Der Franzos nimmet [...] keine teutsche Wörter mehr an / ist auch denenselben dergestalt spinnenfeind / daß er die in seiner Sprache von Alters her gebrauchte Teutsche und Zeltische Wörter / immer nach und nach ausmüret / und davor andere einschaltet [...]“

Geringe Selbstachtung kann sich insbesondere dann zeigen, wenn ein Sprecher oder Schreiber sich lächerlich macht, weil er Fremdwörter aufgrund mangelnder Allgemeinbildung falsch gebraucht. Wer auf sich hält, vermeidet daher Fremdwörter, die er nicht beherrscht, z.B. *Velociped* für *Fahrtrad*: „Ich sage Rad, weil ich das fremde Wort, das so verschieden ausgesprochen wird, nicht leiden kann. Manche sagen ‚ci‘, und manche sagen ‚schi‘. Bildungspräntionen sind mir fremd, aber man will sich doch auch nicht bloßstellen.“ (Fontane 1899, 80)

Allerdings kann man auch durch übertriebene Fremdwortscheu mangelnde Selbstachtung demonstrieren, da man sich durch sie ebenso lächerlich machen kann. Pedantischer Purismus ist beispielsweise für Goethe (vgl. Bär 1999b, 233) und manche seiner Zeitgenossen (z.B. die Brüder Schlegel; vgl. Bär 1999a, 97) immer wieder ein Gegenstand des Spotts. Eichendorff (1857, 141) macht sich vor allem über die barocken Sprachgesellschaften lustig, die er mit den „poetisierenden Handwerkervereinen“ des Meistersangs gleichsetzt und denen er „eitel Philologie und Purismus“ unterstellt (ebd., 142).

2.1.3.3. Sprachlich kompromittieren kann man sich nicht zuletzt auch durch eine besondere Vorliebe für Archaismen und Neologismen. Weil „eine iede Sprache der Veränderung unterworfen ist“, muß man darauf achten, daß man „weder durch allzuehliche [allzu rasche] Approbierung neuer / noch durch allzulangsame Verlassung veraltender / Dinge / lächerlich oder verächtlich werde“ (Longolius 1715, 105f.). Dabei werden neomodische Wörter prinzipiell häufiger und schärfer kritisiert. Dornblüth (1755, 3) hält die „allzufreyliche Lieb und Schätzung des Neuen“ an den Deutschen für „tadlens-würdig“: Sofern

„ein Wort nur neu [...] und nicht gemein“ sei, werde es „gleich für schön, für gelehrt [...] angesehen“, auch wenn es „an sich noch so ungerühmt, unverständlich und lächerlich [...] ist“.

2.2. Unangemessenheit bezüglich des Adressaten

Unter appellfunktionalem Aspekt als unangemessen gilt ein Wort, wenn es den Rezeptionserwartungen des Adressaten nicht entspricht. Dies trifft vor allem dann zu, wenn der Hörer oder Leser das Wort nicht – oder zumindest nicht hinlänglich – versteht (2.2.1.) und wenn er sich durch einen Wortgebrauch in seinem Wertempfinden verletzt fühlt (2.2.2.)

2.2.1. Mangelnde Verständlichkeit

Eine unangemessene Haltung gegenüber seinem Adressaten nimmt nach weit verbreiteter Auffassung ein, wer Wörter verwendet, die diesem unverständlich sind. Eine besondere Rolle spielen hierbei wiederum Fremdwörter, und zwar nicht nur im allgemeinsprachlichen, sondern bemerkenswerterweise auch im fachsprachlichen Kontext.

Zwei Aspekte sind zu unterscheiden: ein kommunikationskritischer (festgestellt wird, daß unverständliche Wörter die angemessene Reaktion eines Adressaten auf eine sprachliche Äußerung beeinträchtigen) und ein kognitionskritischer (festgestellt wird, daß unverständliche Wörter einen angemessenen Zugang zur inhaltlichen Seite des Gesagten beeinträchtigen). Der kommunikationskritische Aspekt wird betont, wenn beispielsweise geschildert wird, daß ein Patient auf die ihm unverständliche Handlungsanweisung eines Arztes hin die falsche Medizin zu sich nimmt (*Sprach-Verderber* 1643, 37), der kognitionskritische hingegen, wenn behauptet wird, medizinische Fachausdrücke seien „so von vil mancherlei sprachen zusammen gefügt [...], das wir nimmermer mögen dieselbigen art gründlich in unserm verstant bringen“ (Paracelsus 1537/38, 133), oder fremdsprachliche grammatische Termini vermittelten denen, die der Herkunftssprache nicht mächtig seien, „so unbestimte Begriffe, daß die Absicht des Gebrauchs beynah ganz verfehlt wird“ (Klopstock 1774, 115).¹³

¹³ Allerdings besteht weitgehend Einigkeit, daß übertriebener Fremdwortpurismus das Problem lediglich verlagern würde. So wenden sich bereits im 17. Jh. Autoren aus Gründen der Verständlichkeit gegen gezwungene Verdeutschungsversuche: „[S]plazieren / bedarf nicht durch lustwandelin erklärt zuwerden / weil ein Teutscher Bauer jenes besser / als dieses verstehtet. [...] Wer [...] diß wollte anders machen / [...] wer würde ihn verstehen / wenn er [...] viel tausent Wörter / die mit dem Klange auf andere Sprachen treffen / ausmüstem wollte?“ (Stieler 1681, 368)

Vor allem für aufklärerische Autoren ist der Gedanke der Verständlichkeit von großer Bedeutung. So sieht J. H. Campe (1801, 14) die vornehmste Eigenschaft einer Sprache in ihrer „Gemeinverständlichkeit“;¹⁴ er führt aus:

„Ein fremd-artiges, nur für wenige Deutsche verständliches Wort [...] sei für die wenigen, die es verstehen, noch so zweckmäßig und ausdrucksvoll: es verdient nicht aufgenommen oder nicht beibehalten zu werden, sobald ein anderes da ist oder gefunden werden kann, das den nämlichen Begriff [...] auf eine für *alle* Deutsche verständliche Weise auszudrücken im Stande ist.“ (ebd., 15f.)

Verständlichkeit ist auch für Campes geistigen Nachfolger Jochmann der Hauptzweck der Sprache: „Der Mensch hat eine Sprache, und bedarf ihrer, um zu verstehen, und sich verständlich zu machen.“ (Jochmann 1828, 31) Der Autor geht davon aus, daß zwischen Sprache und Denken ein unauf löslicher Zusammenhang besteht, besser gesagt, daß jene für dieses unabdingbar ist. Aus diesem „Zusammenhange zwischen Denk- und Sprachvermögen“ (ebd., 33) und dem behaupteten „natürliche[n] und nothwendige[n] Verhältnis, in welchem die Beschaffenheit jedes Wortes zu seiner Bedeutung steht“ (ebd., 34) folgert Jochmann, daß Fremdwörter keine angemessene Einordnung des mit ihnen Bezeichneten in das Begriffssystem einer Sprachgemeinschaft erlauben: „Wörter [haben] in den einzelnen Sylben ihren Werth, d.h. ihre Bedeutung, und ein sich den übrigen Gliedern der großen Sprachkette nicht anschließendes, ein auch in diesem Sinne unzusammenhängendes Wort ist ein unzusammenhängender Begriff.“ (ebd.)

Jochmanns spätaufklärerische, durch zwar skeptische, gleichwohl ungebrochene Vernunftgläubigkeit geprägte Position ist freilich schon zu der Zeit, zu der sie vorgetragen wird, obsolet. Bereits Hamann und Herder haben auf das Phänomen prinzipieller Unverständlichkeit hingewiesen. Die deutsche Frühromantik macht es dann geradezu zum Hauptgegenstand ihrer philosophisch-hermeneutischen Gedankenarbeit (vgl. Bär 1999a, 293ff.). Den Romantikern in dieser Hinsicht sehr nahe steht auch Wilhelm von Humboldt, der die Sprache als Gesamtheit individueller und divergenter Varietäten sieht:

„Eine Nation hat freilich im Ganzen dieselbe Sprache, allein schon nicht alle Einzelnen in ihr [...] ganz dieselbe, und geht man noch weiter in das Feinste über, so besitzt wirklich jeder Mensch seine eigne. Keiner denkt bei dem Wort gerade das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert [...] durch die ganze Sprache fort.“ (Humboldt 1827/29, 183)

Daraus folgert der Autor (ebd.): „Alles Verstehen ist [...] immer zugleich ein Nicht-Verstehen [...] alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“

Diese Grundbedingung zwischenmenschlicher Kommunikation bewirkt, daß das Gelingen der Verständigung nicht lediglich durch den Gebrauch angemessener Wörter oder Worte seitens des Autors gewährleistet werden kann. Es ist

vielmehr immer nur annäherungsweise und durch Bemühung beider Kommunikationspartner, des Sprechers ebenso wie des Adressaten, zu erreichen; der Autor muß unausgesetzt von neuem um geeigneten Ausdruck ringen und benötigt darüber hinaus einen Rezipienten, der die halbe Verständigungsleistung selbst erbringt. In diesem Sinne wendet sich J. G. Fichte an die Hörer seiner religionsphilosophischen Vorlesungen: „Ich werde unermüdet sinnen auf neue Formeln, Wendungen und Zusammenstellungen, gleich als ob es unmöglich wäre, sich Ihnen verständlich zu machen; gehen Sie dagegen [...] mit *dem* Muthe an die Sache, als ob Sie mich auf das halbe Wort verstehen müssten; und auf diese Weise glaube ich, dass wir wohl zusammenkommen werden.“ (Fichte 1806, 421; vgl. auch Bär 1999a, 293ff., bes. 297ff.)

2.2.2. Beleidigung und Kränkung

Unter Beleidigungen fallen insbesondere Schmähungen und Beschimpfungen. Wenn Martin Luther und Johannes Cochläus sich gegenseitig *Doktor Rotzlöffel* und *das Luder* zu *Wittenberg* titulieren oder der Bundestagsabgeordnete Joschka Fischer den Bundestagspräsidenten in öffentlicher Parlamentsitzung ein *Arschloch* nennt, handelt es sich nach Förster (1982, 329) um „Kakologismen“. Der Autor hält sie für bedenklich, da sie seiner Meinung nach geeignet sind, „das Klima in Familie, Schule, Beruf und Politik zu vergiften“ (ebd., 330).

Als Kränkungen aufgefaßt werden auch ganz allgemein Verletzungen der Gefühle des Adressaten. Sie können durch „abwertende, grobe, bisweilen sogar verächtliche stilistische Einfärbung der Aussage“ erfolgen (ebd., 332), wie sie beispielsweise vorliegt, wenn Seniorenreisen als *Runzelreisen*, Stiftungen für die Kirche als *Versicherungspoliceen fürs Jenseits* oder führende Kirchenmänner als *Klerikofaschisten* bezeichnet werden (die Beispiele ebd., 330–332).

Als beleidigend können indes auch Aussagen empfunden werden, bei denen eine beleidigende Absicht gar nicht vorliegt und bei denen überhaupt besser von einem Rezipienten als von einem Adressaten zu sprechen wäre. Durch einen bestimmten Wortgebrauch verletzte Gefühle gibt beispielsweise ein Handwerker zu Protokoll, der den Deutschen Normenausschuß darum ersucht, das Wort *Schraubennutter* durch *Schraubkopf* zu ersetzen, weil *Mutter* für ihn „schon als Kind ein heiliges Wort“ gewesen sei, das er „auch später als Lehrling nur schwer über die Lippen brachte, wenn damit ein Stückchen Metall [...] gemeint war“ (Förster 1972, 10). Abschätzigkeit kann auch gegenüber Berufsgruppen vermutet werden, beispielsweise dort, wo „ein Handwerksmeister gegen die Redewendung *jemandem das Handwerk legen* protestiert“, wo „eine Landesarchitektenkammer gegen Bilder wie das eines *Architekten des Grauens* eingeschritten wissen will“ oder wo ein Landwirt von der Jury der Aktion *Umwort des Jahres* zu rügen fordert, „dass Babyrülpser immer noch *Bäuerchen* genannt werden“ (Schlosser 2000, 301). – Beispiele wie diese können nicht als Kritik an einer wie auch immer gearteten Unangemessenheit des Wortes bezüglich des Gegenstandes (vgl. 2.3.) gewertet werden, sondern dokumentieren

¹⁴ Im Original Sperrsatz.

lediglich bestimmte teils persönliche, teils gruppenspezifische Empfindlichkeiten der Rezipienten eines bestimmten Sprachgebrauchs.

2.3. Unangemessenheit bezüglich des Gegenstandes

Eine besonders wichtige Rolle in der Sprachreflexion spielt traditionell die sprachliche Darstellungsfunktion. Es geht dabei um die Bezugnahme auf eine wie auch immer geartete Realität mittels Sprache. Wortkritik kann in diesem Zusammenhang überall dort erfolgen, wo der Realitätsbezug für nicht hinlänglich erachtet wird – sei es, daß ein konkretes sprachliches Zeichen für nicht übereinstimmend mit dem darzustellenden Gegenstand gehalten wird (2.3.1.), sei es, daß unterstellt wird, diese fehlende konkrete Übereinstimmung sei auf Absicht zurückzuführen (2.3.2.), oder sei es, daß die Gegebenheit eines Gegenstandes prinzipiell in Frage gestellt wird (2.3.3.).

2.3.1. Verfehlung des Gegenstandes

Als unangemessen werden solche Wortverwendungen kritisiert, die eine Differenz zwischen Wort und bezeichnetem Gegenstand (im weitesten Sinne: als materielle Sache ebenso wie als Sachverhalt) erkennen lassen.

Die Überzeugung, daß Gegenstand und Wort untrennbar zusammengehören und daß es daher für jeden Gegenstand auch das passende Wort geben müsse, ist weit verbreitet. Exemplarisch vertritt sie Hegel (1807, 247f.): „[E]ine Sache mit einem ihr nicht zugehörigen Worte zu bezeichnen [...] ist Ungeschicklichkeit zugleich und Betrug, der nur das rechte *Wort* nicht zu haben meint und vorgibt und es sich verbirgt, daß ihm in der Tat die Sache, d.h. der Begriff fehlt; wenn dieser vorhanden wäre, würde er auch sein rechtes Wort haben.“ – Die gleiche Auffassung wird überall dort vertreten, wo um das passende Wort gerungen wird. In Grillparzers Drama *Das goldene Vließ* gerät beispielsweise die verzweifelte, von Jason verstoßene Medea in Wortnot bezüglich der rechten Anrede:

„Mein Gatte! – Nein, das bist du ja nicht mehr –
Geliebter! – Nein, das bist du nie gewesen –
Mann! – wäst du Mann und brächst dein heilig Wort –
Jason! – pfui! das ist ein Verrätername –
Wie nenn' ich dich?“ (Grillparzer 1822, 258)

2.3.1.1. Die zu kritisierende Differenz wird in der Regel zwischen der Bedeutungsintension und der Bedeutungsextension ausgemacht. Zugrunde liegt hier der Gedanke, daß ein Wort per se eine bestimmte Bedeutung hat, die zu unterscheiden ermöglicht, ob es auf einen konkreten Gegenstand zurecht angewendet wird. Dies wird überall dort verneint, wo die ‚eigentliche‘ oder ‚wahre‘ Bedeutung eines Wortes aufgesucht und gegen seinen üblichen Gebrauch ins Feld

geführt wird. Dabei wird in der Regel ein „Mißbrauch der Sache“ konstatiert, der „den Sprachgebrauch geändert, und ein Wort, das ursprünglich nur eine gute Bedeutung hatte, mit einer [...] schlimmen gestempelt“ habe (Forster 1794, 721). Beispiele finden sich in großer Fülle. So verweist J. G. Forster (ebd.) auf die wörtliche Bedeutung von *Aristokratie* („Herrschaft der Besten“) und kritisiert, daß „das verhaßt gewordene Wort [...] den stets betrogenen Völkern gerade das Gegenteil“ bedeute – „*Herrschaft der Ärgsten* (Kakistokratie)“. Fichte (1801, 94) beklagt, das „herrliche Wort“ *aufklären* sei „von allerlei losem und leichtfertigen Zeuge gemisbraucht worden“, und A. W. Schlegel (1809/11, 432f.) findet, das Adjektiv *romantisch* werde „an rohe und verfehlte Erzeugnisse verschwendet und entweiht“.

Um solche Schlag- und Modewörter, die aufgrund ihres häufigen Gebrauchs semantisch depriviert erscheinen, wieder zu ihrer „wahren Bedeutung zu adeln“, wie A. W. Schlegel schreibt, können „Kritik und Geschichte“ bemüht werden (ebd.). Es findet sich aber auch die Empfehlung der Wortabstinenz: „Die Deutschen sollten in einem Zeitraume von dreißig Jahren das Wort *Gemüth* nicht aussprechen, dann würde nach und nach *Gemüth* sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: *Nachsicht* mit Schwächen, eignen und fremden.“ (Goethe 1826, 156)

2.3.1.2. Im Gegensatz zu den vorstehenden Beispielen, in denen das Wort gegen die hinsichtlich seiner (Ideal)bedeutung unangemessene Anwendung auf einen bestimmte Gegenstand in Schutz genommen wird, kann auch der Gegenstand gegen ein ungeeignetes Wort verteidigt werden. Unangemessenheiten dieser Art fallen häufig auch sprachlichen Laien auf (d.h. Menschen, die Sprache zwar täglich gebrauchen, aber sich nur in Ausnahmefällen reflektierend mit ihr beschäftigen). So kritisiert eine Fernsehschauertein die Berichterstattung über das Gladbecker Geiseldrama, in der die 18jährige Silke Bischoff als *Mädchen* bezeichnet wurde: „Das war eine volljährige [...] Frau.“¹⁵ Ebenso werden oft tropische Wortverwendungen gerügt. Zu der Ansage eines Zugschaffners („Nächster Halt ist Münster; der Zug endet hier“) wird angemerkt, daß „nicht der Zug in Münster ende. Der Zug ende an den Puffern. In Münster ende lediglich die Fahrt des Zuges“.¹⁶

¹⁵ Sprachberatungsarchiv der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS), Wiesbaden, Aktenzeichen DA 19406 (August 1988).

¹⁶ Sprachberatungsarchiv der GfdS, Aktenzeichen DA 27228 (April 2001). – Uwe Förster, der langjährige Leiter der GfdS-Sprachberatung, kommentiert solche Tropenkritik folgendermaßen: „Fragen Sie Leder, wenn Sie ins Konzert gehen, um beispielsweise Mozart zu hören? Wird anschließend noch ein Fläschchen getrunken? Wir leben ja schließlich nicht unterm Halbmond, aber unter gar nicht so wenig ‚Wüstämmern‘, will sagen unter Leuten, die sich für Sprachkritiker und -pfleger halten, penibel und intolerant, als gelte es, den gestrengen Sprachpfleger Gustav Wustmann (1844–1910) in unserer Zeit zu übertreffen. *Allerhand Sprachumheiten* (so der Titel von Wustmanns Besisteller, zuerst 1891 erschienen) würden uns da vorgeworfen; etwa so: Man trägt nicht *Leder*, sondern ein Kleidungsstück, gefertigt aus Leder, man hört nicht *Mozart*, sondern seine

Sachliche Unangemessenheit wird insbesondere dann festgesetzt, wenn ein Wort zu gering (d.h. inhaltlich zu eng) für seinen Gegenstand scheint. Die Wörter *Menschheit*, *Menschlichkeit*, *Menschenrechte*, *Menschenpflichten*, *Menschenwürde* und *Menschenliebe* stehen nach Herder (1794, 137f.) jeweils nur für „Teilbegriffe“ dessen, was mit *Humanität* gemeint ist und können daher nicht als Ersatz für das Fremdwort dienen. Goethes Werther empört sich über die Frage, wie ihm seine Lotte gefalle: „Gefällt! das Wort hasse ich auf den Tod. Was muß das für ein Mensch sein, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinne, alle Empfindungen ausfüllt!“ (Goethe 1774, 51) Ebenso wird Fontanes Woldemar Stechlin getadelt, weil er zwei Damen „unendlich nett“ findet, denn „nett ist kein Wort. Wenigstens kein nettes Wort. Oder wenigstens ungenügend“ (Fontane 1899, 113).

Ein Wort kann freilich auch zu groß, also inhaltlich zu weit gefaßt für seinen Gegenstand sein. Auf die Frage, ob er sie *immer* liebe, entgegnet Büchners Prinz Leonce seiner Gespielin: „Das ist ein langes Wort: immer! Wenn ich dich nun noch fünftausend Jahre und sieben Monate liebe, ist's genug? Es ist zwar viel weniger als immer, ist aber doch eine erkleckliche Zeit [...]“ (Büchner 1838, 110)

2.3.2. Verschleierung

Eine Differenz zwischen Aussage und Gegenstand kann, wie unter 2.3.1. beschrieben, ohne Absicht erfolgen, sie kann aber auch vorsätzlich erzeugt werden. Dies ist der Fall beim unermsten Wortgebrauch und bei der verhüllenden Darstellung. Die darauf zielende Wortkritik konvergiert mit der unter 2.1.2. dargestellten Kritik eines Mißverhältnisses von Wort und Tat, kann aber durch von ihr unterschieden werden, daß es bei dieser um eine unangemessene Darstellung von Empfindungen, Ansichten, Absichten oder Fähigkeiten des Autors (mithin um eine unangemessene Selbstdarstellung) geht, während im gegenwärtigen Zusammenhang der Autor einen von ihm unabhängigen Gegenstand in einer diesem unangemessenen Weise darzustellen sucht. Ein solcher Gegenstand kann auch eine Handlung sein – unter Umständen eine eigene, für die er selbst Verantwortung trägt, die aber als Faktum losgelöst von ihm zu betrachten ist.

Im Bereich der Einzelwortkritik werden vor allem euphemistische Ausdrücke angegriffen, die tadelnswürdige Gegenstände beschönigen, schlimmstenfalls kriminelle, verabscheuungswürdige Sachverhalte verdecken sollen:

„Wir wissen heute, was nach 1933 *Schutzhaft*, *Sonderbehandlung* oder *Endlösung* und in der DDR *antifaschistischer Schutzwall* oder *Grenzregime* bedeuteten. Für die Zeitgenossen

Musik, man trinkt doch keine *Flasche*, sondern das, was drin ist; unter dem *Halbmond* leben (astronomisch gesehen) auch Christen, es müßte also heißen: Wir leben schließlich nicht nach dem Koran. Wer so argumentiert, nimmt der Sprache jede Eleganz, von Rhetorik hat er keine Ahnung.“ (Förster 1995, 157f.)

wählte man harmlos oder gar positiv klingende Umschreibungen, die tolerabel erscheinen lassen sollten, was zutiefst verbrecherisch war.“ (Schlosser 2000, 291)

Die Liste solcher *Umwörter* ist lang und endet weder nach 1945 noch nach 1990. Gleich ob es sich um zynische Verharmlosungen von Gewaltanwendung wie *ethnische Säuberung* und *national befreite Zone* oder um eine „pseudo-fachsprachliche Verschleierung von Tötungen“ wie *Mehrlingsreduktion durch Fetozid* handelt: Auch demokratische Gesellschaften sind nicht gegen „verbale und geistige Vergiftungen“ gefeit. (ebd.)

2.3.3. Leerheit und Nichtigkeit

Als Gegenstandsverfehlungen können auch solche Äußerungen und Wortverwendungen getadelt werden, die als inhaltsarm oder -leer, als nichtssagend angesehen werden.

2.3.3.1. Mit Formulierungen wie „ein leeres Wort“ (Goethe 1815b, 362) oder „bloß ein Wort“ (Fontane 1899, 69) ist freilich nicht gemeint, daß ein Wort überhaupt keinen Gegenstand habe, sondern daß dieser Gegenstand als wertlos oder nichtig zu betrachten sei. Ist dies der Fall, wird auch das Wort selbst für nichtig erachtet, denn relevant ist nicht der Ausdruck, sondern das, wofür er steht. Bereits bei Platon (Gorg., 489b) gilt es als kleinlich und unfein, „auf Worte Jagd zu machen“. Sich über Bezeichnungen zu streiten heißt „die zeit verzeren mit unnützen geschwezen“ (Paracelsus 1537/38, 135). Ein „zänkischer und wächhafter Medicus“, der sich verhält, als ob „die Worte und nicht die Werke für die Krankheit nötig wären“, ist „die andere Krankheit des Patienten“ (Agrippa 1530, 2, 82), und auch Theologen, die „mit prächtigen Worten nichts als ein bloss Geräusche machen können“ (ebd., 145), werden geschmäht. Wer „auf ein Wort Achtung [gibt], wie ein Rechenmeister auf eine Ziffer“ (Gellert 1747, 218), schafft anderen Anlaß zum Unmut; ebenso derjenige, der „die Formen und Worte, in welchen große philosophische Systeme sich ausdrücken, gebraucht“, ohne dabei die „Idee der Philosophie“ zu haben: Es gibt „nichts Ekelhafteres“ als ein solches „Geschwätze“, das lediglich ein „leerer Wortdunst ohne inneren Gehalt“ ist (Hegel 1802, 176).

Auch „große“ Wörter wie *Gott* und *Himmelreich* sind per se nur Wörter und können inhaltsleer sein. Dem mittelalterlichen Mystiker Meister Eckhart zufolge (Tract. 6, 469) ist es nicht ausreichend, sich mit dem zu begnügen, was man in Worte fassen kann: Derjenige, „der nicht für baz wil komen mit der sêle kreften, mit bekenntisse unde mit minne denn ie gewortiget wart, der sol bilfliche ungloubic heizen“. Denn Worte seien nur Objekte der „nidersten sinne oder krefte der sêle“, während es den „obersten kreften der sêle“ um das hinter den Worten Stehende zu tun sei (ebd.).

Auch unabhängig von metaphysischen Erwägungen werden ideologisch überfrachtete Hochwertwörter immer wieder zum Gegenstand der Kritik – etwa, wenn Shakespeares John Falstaff einen hohlen Ehrbegriff beleuchtet:

„[H]onour prick me on. Yea, but how if honour prick me off when I come on? [...] Can honour set to a leg? No. [...] Honour hath no skill in surgery then? No. What is honour? a word. What is that word, honour? Air.“ (Shakespeare 1596/97, V/1.)¹⁷

Einen wichtigen neueren Beitrag zu diesem thematischen Aspekt der Wortkritik hat – erstmals 1988 – der Freiburger Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen geliefert. Im öffentlichen Diskurs des späten 20. Jahrhunderts findet er ein bestimmtes Inventar von Ausdrücken (z.B. *Energie, Identität, Information, Kommunikation, Konsum, Partner, Prozeß, Sexualität, Strategie, Struktur*), in denen er „die Kristallisationspunkte unseres Alltagswelthildes“ ausmacht (Pörksen 1993, 119) und die er *Plastikwörter* nennt, weil sie „künstlich und unendlich formbar“ sind (Schiewe 1998, 274). Dabei wird allerdings der Vorwurf der Inhaltsleere in modifizierter Weise erhoben. Pörksen (1993, 118 f.) bezeichnet die Plastikwörter „weder als Phrasen noch als Leerformeln oder Wort-hülsen“, sondern spricht lieber von „grauen, qualligen Allgemeinheiten“. Sie repräsentieren in unspezifischer Weise das, woran niemand zweifeln und was niemand hinterfragen würde, und sie sagen daher alles und nichts zugleich. Auf diese Weise verhindern sie jede kontroverse inhaltliche Diskussion bereits im Ansatz:

„Als positive Allgemeinheiten sind sie [...] fast unbegrenzt zustimmungsfähig [...]. Sie stiften Konsens und legen die Schienen. Sie sind der sprachliche Elementarbaukasten des Industriestaats. Dieser Bausatz, dieser elementare Code, bahnt den Weg in die großräumige Geometrie: hindernislos, unbeengt ist alles auf reibungslose Durchfahrt eingestellt, wo die Plastikwörter in Gebrauch sind.“ (Pörksen 1993, 120.)

2.3.3.2. Über diese Einzelwortkritik hinausgehend zeigt sich vor theologisch-philosophischem Hintergrund eine prinzipielle Skepsis an der darstellungsfunktionalen Leistungsfähigkeit des Wortes, die in die Aufforderung zur Verneinung „unnützer Worte“ (A. v. Arnim 1810, 276) mündet.

Im Alten Testament wird eine besondere Sprach- und Wortkepsis König Salomo zugeschrieben. Seiner Meinung nach sind „alle Dinge so voll Mühe, daß es niemand ausreden kann“ („cunctae res difficiles; non potest eas homo explicare sermone“; Pred. 1,8); zudem weiß „der Mensch [...] nicht, was gewesen ist, und wer will ihm sagen, was nach ihm sein wird?“ (Pred. 10,14.) Daher empfiehlt der Weise, die Worte wohl zu wägen und sparsam damit zu sein: „Stehst du einen, der schnell ist zu reden, da ist am Narren mehr Hoffnung, denn an ihm“ (Spr. 29,20)¹⁸. „Gott ist im Himmel, und du auf Erden; darum laß deiner Worte wenig sein. Denn [...] wo viel Worte sind, da hört man den Narren.“ (Pred. 5,1f.)

Das unverständige Wort ist nicht nur Salomo, sondern Gott selbst ein Ärgernis. Dem Hiob, der sich darüber beklagt, unverdientermaßen vom Schicksal

¹⁷ „Ehre beseelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? [...] Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. [...] Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was ist dieses Wort Ehre? Luft.“

¹⁸ Ebenso Pred. 10,14: „Ein Narr macht viele Worte.“

geschlagen zu sein, macht er in eigener Rede den Vorwurf, er stelle seinen „Ratschluß [...] mit Worten ohne Verstand“ in Frage (Hiob 38,2). In einer langen Strafredigt führt er ihm seine Allmacht und die Nichtigkeit und Unwissenheit des Menschen vor Augen. Am Ende bleibt Hiob nur die Antwort: „Ich erkenne, daß du alles vermagst, und nichts, was du dir vorgenommen hast, ist dir zu schwer. [...] Darum bekenne ich, daß ich habe unweise geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe“ (Hiob 42,2f.) – ein Schuldbekenntnis, das unmittelbar zu seiner Begnadigung führt (ebd., 42,10).

Auch das Neue Testament bezeugt die Strenge Gottes gegenüber dem Wort – eine eifersüchtige Strenge, denn das Wort ist nicht nur ein besonderes Privileg Gottes, sondern er ist selbst das Wort (Joh. 1,1). Wer daher ein Wort gegen den heiligen Geist redet, dem wird nicht vergeben (Matth. 12,32). Überhaupt müssen die Menschen „Rechenschaft geben am Tage des Gerichts von einem Jeglichen nichtsnutzigen Wort, das sie geredet haben“ (Matth. 12,36). Diese Drohung ist zu einem Topos der Wortkritik geworden und wird in der Literatur vielfach aufgegriffen:

„Am Jüngsten Tag, wenn die Posaunen schallen
Und alles aus ist mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet, Rechenschaft zu geben
Von jedem Wort, das unnützlich uns entfallen.“ (Goethe 1815a, 15.)

„Man soll von jedem unnützen Wort Rechenschaft geben“, weiß auch Bettine von Arnim (1840, 359) – ein trostloser Gedanke, denn „die meisten Worte sind überflüssig“ (ebd., 392), und der Zorn Gottes droht zudem nicht nur denen, die unnütze Worte reden, sondern sogar denen, die sich durch sie verführen lassen (Eph. 5,6).

2.4. Unangemessenheit bezüglich des Sprachsystems

Die Systematizität der Sprache ist für diejenigen, die sich mit ihr befassen, seit der Antike ein Faszinosum; bereits bei Quintilian spielt der Gedanke eine wichtige Rolle (vgl. Gardt 1999, 128). Seitens der Sprachpflege wird das Faszinosum in der Regel zugleich als Verpflichtung aufgefaßt: Wörter, die hinsichtlich ihrer Aussprache, Schreibung, Bildung oder Flexion den analogischen Sprachstrukturen widersprechen, werden kritisiert.

Der Aspekt der Unangemessenheit bezüglich des Sprachsystems steht auch bei aller sprachästhetischen Wortkritik im Vordergrund. So sieht beispielsweise der Graphiker und Sprachpurist K. W. Kolbe die Sprache in erster Linie als in sich geschlossenes, organisch strukturiertes Kunstwerk, in dem bestimmte Wörter – vor allem Fremdwörter und Provinzialismen – keinen Platz haben: „In jedem einzelnen Ganzen, das seiner Natur gemäÙ aus Elementen einer gegebenen Art besteht, sind eingeschobene, widerartige Afterteile, als zu diesem Ganzen weder gehörig noch passend, zerstörend entweder, oder doch widrig oder lächerlich“ (Kolbe 1809, 59). Der Autor vergleicht eine mit solchem ihr fremdartigem Inventar

durchsetzte Sprache mit einem Ölgemälde, in dem „hier ein Auge mit Wasserfärbung, dort eine Nase mit Pastelfärbung, anderswo ein Ohr gar mit Saftfarben eingesetzt wäre“ (ebd., 49).

Die Vorwürfe der fehlenden Systemkonformität und der ästhetischen Mangelhaftigkeit werden oft gekoppelt: Ein Wort, das nicht als „unschön“ (nach Förster 1972, 9). Insbesondere Fremdwörter sind unter diesem Aspekt Gegenstand der Kritik. So hält Philipp von Zesen (1643, 37) die „Hoochdeutsche Sprache“ für „die allerprächtigste und mächtigste Helden-Sprache / die mann unter der Sonnen haben mag“; sie wird nach seiner Einschätzung „gar deutlich und etwas langsam mit einer sonderlichen ernsthaftigkeit ausgesprochen / daß sie also anderer Sprachen wörter / wegen derselben geschwind- und flüchtig-keit (ja die auch oft kaum halb oder gar zerstömpelt ausgesprochen werden) nicht dulden kann.“

Die Systemfremdheit veranlaßt zur Verurteilung des Gebrauchs selbst allgemein verständlicher Fremdwörter: „[E]s ist dahin wol zu sehen / daß [...] durch stäten Gebrauch / diese Wörter in vnsrer Sprache verbleiben / vnd also dieselbe dadurch verunreiniget wird.“ (*Sprach-Verderber* 1643, 29).

Wiewohl sie ein äußerst unscharfes Kriterium ist, wird systematische Inkongruenz bisweilen – selbst von gemäßigten Puristen wie Friedrich Gedike – als absolute, übergeschichtliche Gegebenheit verstanden: „Ein fremdes Wort bleibt fremd, und wenn es schon Kero und Otfried gebraucht hätten.“ (Gedike 1779, 399) Gemeint ist damit in der aufklärerischen und auch der idealistischen Sprachreflexion des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts nicht allein eine ausdrucksseitige, sondern zugleich eine inhaltsseitige Inkongruenz. Sprache und Denken werden hier aufs engste miteinander verknüpft, so daß nach Auffassung von Autoren wie J. H. Campe, C. G. Jochmann und J. G. Fichte ein sprachsystematisch fremdes Wort semantisch gesehen auch der Denkart oder Weltanschauung der Sprachgemeinschaft fremd ist und Verständnisschwierigkeiten verursachen kann (vgl. 2.2.1.).

Die Systemfremdheit ist indes durchaus ein eigenständiger Kritikpunkt, der unabhängig vom Vorwurf der Unverständlichkeit, ja sogar trotz ausdrücklicher Konzession von Verständlichkeit vorgetragen wird: „Übrigens ist es nicht genug, so zu schreiben, daß man zur Noth verstanden werden kann, wenn man recht Latein oder Deutsch schreiben will. Die GERMANISMI im Latein sind auch zu verstehen, und taugen doch nichts. So ist es mit den LATINISMIS, GALLICISMIS, ANGLICISMIS im Deutschen auch.“ (Gottsched 1762, 553)

Wenngleich jedoch unter historischem Aspekt die systematische Inkongruenz sich oft auf fremde Einflüsse zurückgeführt findet,¹⁹ wird sie keines-

¹⁹ So macht Grillparzer (ca. 1860, 168) die „Übersetzung fremder Dichter“ für systemfremde Wortfügungen in der Sprache der Poesie verantwortlich: „Die in einer solchen Übersetzung kaum zu vermeidenden verrenkten Redensarten und das daraus entstehende Wort-Gepolter, erzeugen bei den der Original-Sprache Unkundigen die Meinung, die Dichter selbst hätten sich auf eine so ungeschickte und verworrene Art ausgedrückt, was in

wegs nur im Zusammenhang mit Fremdwörtern moniert. Auch grammatisch unüblicher (oder für unüblich gehaltener) Wortgebrauch ist Gegenstand der Kritik, z.B. im Bereich der Wortbildung. Beispielsweise wurde in jüngerer Vergangenheit dem Sprachberatungsdienst der Gesellschaft für deutsche Sprache die Frage nach einem Fachausdruck der Brokerszene gestellt:

„Seit etwa drei, vier Monaten begegnet mir in den Medien immer häufiger das befremdliche Wort *Gewinnwarnung*. Eine Gewinnwarnung ist keine Warnung vor einem Gewinn (was ja fast ein Widerspruch in sich selbst wäre), sondern eine Warnung vor einem Gewinnrückgang oder gar vor einem Verlust. Sehe ich das richtig? Wenn ja, wieso verwenden die Wirtschaftsjournalisten dieses Wort im Widerspruch zu seinem ursprünglichen Sinn [...]?“²⁰

Die Antwort der Sprachberatung verweist darauf, daß die deutsche Wortkomposition keinem einheitlichen semantischen Prinzip folgt, da

„die Sprache nicht am Reißbrett entworfen wird, sondern sich als tätiger, Gebrauchsgegenstand von vielen Millionen Menschen historisch entwickelt hat und immer noch weiterentwickelt [...]. So ist z.B. zwar ein *Kalbschnitzel* ein Schnitzel vom Kalb, aber ein *Jägerschnitzel* ist kein Schnitzel vom Jäger, sondern ‚nach Jägerart‘. – Entsprechend ist eine *Lawinenwarnung* zwar eine Warnung vor Lawinen, aber eine *Gewinnwarnung* ist keine Warnung vor Gewinn, sondern ‚bezüglich des (erwarteten) Gewinns‘.“²¹

3. Fazit

Das Wort ist in der abendländischen Geistesgeschichte seit jeher Gegenstand der Kritik. Die Annahme, die dabei zugrundeliegt, ist die, daß ein Wort mit einem Gegenstand oder Sachverhalt übereinstimmen müsse; kritisiert wird dort, wo diese Übereinstimmung vermißt wird. Unter Sachverhalt kann hier auch eine Absicht oder Empfindung des Autors, eine Erwartung des Rezipienten und ein Ensemble von sprachlichen Strukturen subsumiert werden. Unterschieden werden drei verschiedene Arten der Nicht-Übereinstimmung: eine okkasionell-unabsichtliche, eine (in der Regel moralisch bewertete) absichtliche und (vor philosophisch-metaphysischem Hintergrund) eine prinzipielle.

Wortkritik, wie sich zeigt, wird in vielen Fällen stellvertretend geübt: Sie ist dann nicht Kritik am Wort selbst, sondern an der mit ihm bezeichneten Sache bzw. der hinter seinem Gebrauch stehenden Absicht, Haltung oder Kompetenz des Sprechers oder von Teilen der Sprachgemeinschaft. Mithin ist sie Instrument des ideologischen Handelns – gleich ob es dabei um persönliche Rechthaberei oder um politische Auseinandersetzung geht. Dieser Tatsache sind sich

der Nachahmung dieser Vorbilder die schauerlichsten Wirkungen hervorbringt. Vielleicht ist unsere poetische Sprache hauptsächlich durch solche wortgetreue Übersetzungen verdorben worden.“

²⁰ DA.27132; in: *Der Sprachdienst* 45, 2001, 92.

²¹ Ebd.

viele wortkritische Autoren durchaus bewußt. Sie nehmen daher das Wort immer wieder auch in Schutz²² und zeigen sich damit als Philologen im wörtlichen Sinne – denn nur der Liebende kann recht und mit Recht kritisieren. Die ausdrücklichsste Apologie des Wortes tritt dabei auf als Metakritik der Wortkritik – z.B. bei Goethe (1819, 67):

„Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefrohr ist.“

4. Literatur²³

Agrippa von Nettesheim, Heinrich Cornelius: Ungewissheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften (1530). Zit. n.: Agrippa v. Nettesheim. Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Verteidigungsschrift. Hrsg. v. Fritz Mauhammer. 2 Bde. München 1913. [Die Ausgabe beruht auf einer anonymen Übersetzung von 1713.]

Aristoteles: Ethika Nikomacheia. Zit. n.: Aristoteles. Philosophische Schriften. Bd. 3: Nikomachische Ethik. Nach der Übersetzung von Eugen Rolfes. Bearb. v. Günther Bien. Hamburg 1995.

Arndt, Ernst-Moritz: Geist der Zeit. Vierter Teil. Berlin 1818.

Arnim, Achim von: Armut Reichtum Schuld und Buße der Gräfin Dolores (1810). Zit. n.: Achim von Arnim. Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Roswitha Burwick u.a. Bd. 1. Hrsg. v. Peter Michael Lützeler. Frankfurt a. M. 1989, 101–684.

– Die Kronenwächter. Erster Band (1817). Zit. n.: Achim von Arnim. Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Roswitha Burwick u.a. Bd. 2. Hrsg. v. Peter Michael Lützeler. Frankfurt a. M. 1989, 9–328.

– Die Kronenwächter. Zweiter Teil (1854). Zit. n.: Achim von Arnim. Werke in sechs Bänden. Hrsg. v. Roswitha Burwick u.a. Bd. 2. Hrsg. v. Peter Michael Lützeler. Frankfurt a. M. 1989, 329–615.

Arnim, Bettine von: Die Götterode (1840). Zit. n.: Bettine von Arnim. Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. v. Walter Schmitz u. Sibylle von Steinsdorff. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1986, 295–746.

Augustinus: Confessiones. Zit. n.: Augustinus. Bekennnisse. Lateinisch und deutsch. Engel, übers. u. erl. v. Joseph Bernhart. Frankfurt a. M./Leipzig 1987.

Bär, Jochen A.: Sprachreflexion der deutschen Frühromantik. Konzepte zwischen Universalpoesie und Grammatischem Kosmopolitismus. Mit lexikographischem Anhang. Berlin, New York 1999 (Studia Linguistica Germanica, 50) [= Bär 1999a]

– Goethe und die Sprachkritik. In: Der Sprachdienst 43, 1999, 223–234. [= Bär 1999b]

– Gegenstände der Sprachkritik: Wörter – Worte – das Wort. In: Sprachreport 4/2001.

Bibelzitate: Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers. Stuttgart 1963. [AT nach dem 1912 vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß genehmigten Text; NT nach der 1956 vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland im Einvernehmen mit dem Verband der Evangelischen Bibelgesellschaften in Deutschland im genehmigten Fassung des revidierten

²² So beispielsweise Augustin (Conf., 1, 16, 26): „Nicht die Wörter spreche ich schuldig, sie sind erlesene, kostbare Gefäße, aber den Taumelwein, den uns trunkene Lehrer darin reichten [...]“.

²³ Da Primärquellen und Sekundärtexte in einigen Fällen (insbesondere bei der jüngeren Literatur) nicht trennscharf unterschieden werden können, wird auf eine derartige Gliederung hier verzichtet.

Textes.] – Lateinischer Text: Biblia Sacra iuxta Vulgatam Clementinam. Nova Editio. Madrid 1985.

Brentano, Clemens: Godwi oder Das steirische Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria (1801). Zit. n.: Clemens Brentano. Sämtliche Werke und Briefe. Hist.-krit. Ausg., veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hrsg. v. Jürgen Behrens/Wolfgang Frühwald/Detlev Lüders. Bd. 16. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1978.

Büchmann, Georg: Geflügelte Worte. Der klassische Zitatenschatz. 41., durchges. Aufl. Bearb. v. Winfried Hofmann. Berlin 1998.

Büchner, Georg: Leonce und Lena. Ein Lustspiel (1838). Zit. n.: Georg Büchner. Sämtliche Werke und Briefe. Hist.-krit. Ausg. mit Kommentar. Hrsg. v. Werner R. Lehmann. Bd. 1. Hamburg o. J., 103–134.

Bühler, Karl: Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Mit einem Geleitwort von Friedrich Kanitz. Ungekürzter Neudruck der Ausgabe von 1934. Stuttgart, New York 1982.

Campe, Joachim Heinrich: Grundsätze, Regeln und Gränzen der Verdeutschung. In: Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche von Joachim Heinrich Campe. Bd. 1. Braunschweig 1801, 1–114.

Castiglione, Baldasar: Il Libro del Cortigiano (1528). Zit. n.: Il Libro del Cortigiano con una scelta delle Opere minori di Baldesar Castiglione. A cura di Bruno Maier. Seconda edizione. Turin 1964. – Übersetzung: Baldesar Castiglione. Das Buch vom Hofmann. Übers., eingele. u. erl. v. Fritz Baumgart. Bremen o. J.

Dornblüth, Augustin: Observationes oder Gründliche Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Übersetzung besonders in die teutsche Sprach zu machen. Augsburg 1755.

Ebner-Eschenbach, Marie von: Božena (1895). Zit. n.: Marie von Ebner-Eschenbach. Kritische Texte und Deutungen. Hrsg. v. Karl Konrad Polheim. Bd. 2. Kritisch hrsg. u. gedeutet v. Kurt Binneberg. Bonn 1980.

Eckhart: Tractat Nr. 6: Daz ist swester Kathrei Meister Ekehartes tohter von Sträzbuc. Zit. n.: Meister Eckhart. Hrsg. v. Franz Pfeiffer. 4. unveränderte Aufl. (photomech. Neudr. der Ausg. v. 1857). Göttingen 1924, 448–475.

Eichendorff, Joseph von: Ahnung und Gegenwart. Ein Roman (1815). Zit. n.: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. Begr. v. Wilhelm Kosch und August Sauer, fortgef. u. hrsg. v. Hermann Kumisch und Helmut Koopmann. Bd. 3. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1984.

– Die Freier. Lustspiel in drei Aufzügen (1833). Zit. n.: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. v. Wilhelm Kosch. Bd. 6. Regensburg 1950, 387–469.

– Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands (1857). Zit. n.: Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritische Ausgabe. Begr. v. Wilhelm Kosch und August Sauer, Fortgef. u. hrsg. v. Hermann Kumisch. Bd. 9. Regensburg 1970.

Fichte, Johann Gottlieb: Darstellung der Wissenschaftslehre (1801). Zit. n.: Fichtes Werke. Hrsg. v. Immanuel Hermann Fichte. Bd. 2. Berlin 1845/46. Fotomechanischer Nachdruck. Berlin 1971, 1–163.

– Die Anweisung zum seligen Leben, oder auch die Religionslehre (1806). Zit. n.: Fichtes Werke. Hrsg. v. Immanuel Hermann Fichte. Bd. 5. Berlin 1845/46. Fotomechanischer Nachdruck. Berlin 1971, 397–580.

– Reden an die deutsche Nation (1808). Zit. n.: Fichtes Werke. Hrsg. v. Immanuel Hermann Fichte. Bd. 7. Berlin 1845/46. Fotomechanischer Nachdruck. Berlin 1971, 257–499.

Fontane, Theodor: Der Stechlin (1899). Zit. n.: Theodor Fontane. Werke, Schriften, Briefe. Abt. 1. Bd. 5. Darmstadt 1980.

Forster, Georg: Parisische Umrisse (1793/94). Zit. n.: Georg Forster. Werke in vier Bänden. Hrsg. v. Gerhard Steiner. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1970, 727–776.

– Über die Beziehung der Staatskunst auf das Glück der Menschheit (1794). Zit. n.: Georg Forster. Werke in vier Bänden. Hrsg. v. Gerhard Steiner. Bd. 3. Frankfurt a. M. 1970, 694–725.

Förster, Uwe: Der Sprachberatungsdienst. In: Der Sprachdienst 16, 1972, 2–13.

- Maskeraden im Gegenwartsdeutsch. Zur Stilfarbe im Sprachgebrauch. In: Muttersprache 92, 1982, 316–336.
- Gardt, Andreas: Sprachreflexion in Barock und Frühaufklärung. Entwürfe von Böhme bis Leibniz. Berlin, New York 1994.
- Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin, New York 1999.
- Das Eigene und das Fremde. Versuch einer Systematik des Fremdwortbegriffs in der deutschen Sprachgeschichte. In: Gerhard Stüchel (Hrsg.): Neues und Fremdes im deutschen Wortschatz. Aktueller lexikalischer Wandel. Berlin, New York 2001, 30–58.
- Gedike, Friedrich: Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung. In: Deutsches Museum 2/1779, 385–416.
- Gellert, Christian Fürchtegott: Die zärtlichen Schwestern. Ein Lustspiel von drey Aufzügen (1747). Zit. n.: Christian Fürchtegott Gellert. Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe. Hrsg. v. Bernd Witte, Bd. 3. Berlin, New York 1988, 195–261.
- Geistliche Oden und Lieder (1757). Zit. n.: Christian Fürchtegott Gellert. Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe. Hrsg. v. Bernd Witte. Bd. 2. Berlin, New York 1997, 103–191.
- Goethe, Johann Wolfgang: Die Leiden des jungen Werthers (1774). Zit. n.: Goethe. WA I/9, 1–191.
- Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman (1795/96). Zit. n.: Goethe. WA I/21–23.
- Sonette (1815). Zit. n.: Goethe. WA I/2, 1–19. [= 1815a]
- Des Epimenides Erwachen (1815). Zit. n.: Goethe. WA I/16, 331–381. [= 1815b]
- West-östlicher Divan (1819). Zit. n.: Goethe. WA I/6.
- Maximimen und Reflexionen (1826). Zit. n.: Goethe. WA I/42/2, 147–161.
- WA + Abt./Bd. = Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Weimar 1888–1919.
- Gottsched, Johann Christoph. Vollständiger und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgefasst (1762). Zit. n.: Johann Christoph Gottsched. Ausgewählte Werke. Hrsg. v. P. M. Mitchell. Bd. 8/1. Bearb. v. Herbert Penzl. Berlin, New York 1978.
- Grillparzer, Franz: Das goldene Vieß. Dramatisches Gedicht in drei Abteilungen (1822). Zit. n.: Franz Grillparzer. Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Im Auftrage der Bundeshausstadt Wien. Hrsg. v. August Sauer. Bd. 2. Wien 1913.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Über das Wesen der philosophischen Kritik überhaupt und ihr Verhältnis zum gegenwärtigen Zustand der Philosophie insbesondere (1802). Zit. n.: Hegel. Werke 2, 171–187.
- Phänomenologie des Geistes (1807). Zit. n.: Hegel. Werke 3.
- Werke + Bd. = Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Werke in 20 Bänden. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845. Neu ed. Ausg., red. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel. Frankfurt a. M. 1986.
- Heine, Heinrich: Reisebilder. Zweyter Theil. Ideen. Das Buch Le Grand (1826). Zit. n.: Heinrich Heine. Hist.-krit. Gesamtausgabe der Werke. Hrsg. v. Manfred Windfuhr. Bd. 6. Hamburg 1973, 169–222.
- Herder, Johann Gottfried: Briefe zur Beförderung der Humanität. Dritte Sammlung (1794). Zit. n.: Herders Sämtliche Werke. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 17. Berlin 1881, 133–196.
- Briefe zur Beförderung der Humanität. Neunte Sammlung (1797). Zit. n.: Herders Sämtliche Werke. Hrsg. v. Bernhard Suphan. Bd. 18. Berlin 1883, 141–216.
- Hölderlin, Friedrich: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Erster Band (1797). Zit. n.: Hölderlin. SW 3, 1–90.
- Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Zweiter Band (1799). Zit. n.: Hölderlin. SW 3, 91–160.
- Humboldt, Wilhelm von: Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaus (1827/29). Zit. n.: Wilhelm von Humboldts Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften. 1. Abt. Bd. 6/1. Hrsg. v. Albert

- Leitzmann. Berlin 1907, 111–303.
- Jochmann, Carl Gustav: Über die Sprache (1828). Zit. n.: Carl Gustav Jochmann. Gesammelte Schriften. Hrsg. v. Peter König/Ulrich Kronauer/Hans-Peter Schütt. Bd. 1. Heidelberg 1998.
- Klopstock, Friedrich Gotlieb: Die deutsche Gelehrtenrepublik (1774). Zit. n.: Friedrich Gotlieb Klopstock. Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. [...] Abt. Werke. Bd. VII/1. Hrsg. v. Rose-Maria Hurlbusch. Berlin, New York 1975.
- Korn, Karl: Sprache in der verwalteten Welt. 2., ergänzte Aufl. Olten, Freiburg i. Br. 1959.
- Kramer, Mathias: Das herrlich Grosse Teutsch-Italiänische DICTIONARIUM. Oder Wort- und Red-Arten-Schatz Der unvergleichlichen Hoch-teutschen Grund- und Haupt-Sprache. [...] Erster Theil. Nürnberg 1700.
- Lichtenberg, Georg Christoph: Sudelbüchler, Heft E. (1775/76). Zit. n.: Georg Christoph Lichtenberg. Schriften und Briefe. Bd. 1: Sudelbüchler. Hrsg. v. Wolfgang Promies. München 1968, 343–452.
- Longolius, Johann Daniel: Einleitung zu gründlicher Erkänntiß einer jeden / insonderheit aber Der Teutschen Sprache. Bautzen 1715.
- Matthaei, Klaus J.: Sprachgeschichte des Deutschen: Desiderate und Perspektiven. In: Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Hrsg. v. Andreas Gardt/Klaus J. Matthaei/Oskar Reichmann. Tübingen 1995, 1–18. (RGL, 156).
- Mereau, Sophie: Das Blüthenalter der Empfindung (1794). Hrsg. u. mit Nachwort und Auswahlbibliographie versehen v. Herman Moens. Stuttgart 1982.
- Gedichte. Erstes Bändchen. Berlin 1800.
- Neumark, Georg: Der Neu-Sprossende Teutsche Palmbaum. Oder Ausführlicher Bericht / Von der Hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft Anfang / Abschn / Satzungen / Eigenschaft / und deroelben Fortpflanzung. Weimar o. J. [1668]. Repr. Nachdruck. München 1970. (Die Fruchtbringende Gesellschaft. Quellen und Dokumente in vier Bänden. Hrsg. von Martin Birsch. Bd. 3.)
- Opitz, Martin: Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonice (1617). Zit. n.: Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonice und Buch von der Deutschen Poeterey. Hrsg. v. Georg Witkowski. Leipzig 1888.
- Paracelsus (d.i. Theophrast von Hohenheim): Sieben Defensiones. Verantwortung über etzliche Verunglimpfungen seiner Mißgömmen (1537/38). Zit. n.: Theophrast von Hohenheim gen. Paracelsus. Sämtliche Werke. Hrsg. v. Karl Sudhoff. Bd. 11. München, Berlin 1928, 123–160.
- Platon: Apologia Sokratous. Zit. n.: Platon. Werke 2, 1–69.
- Gorgias. Zit. n.: Platon. Werke 2, 269–503.
- Kriton. Zit. n.: Platon. Werke 2, 71–107.
- Werke + Bd. = Platon. Werke in 8 Bänden. Griechisch und deutsch. Hrsg. v. Gunther Eigler. [Übersetzung: Friedrich Schleiermacher.]
- Pörksen, Uwe: Plastikwörter. Über den Bedeutungsverlust naturwissenschaftlich geprägter Alltagsbegriffe. In: Wörter und Unwörter. Sinniges und Unsinniges der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. der Gesellschaft für deutsche Sprache. Niedernhausen/Ts. 1993, 116–130.
- Rist, Johann: Rettung der Edlen Teitschen Hauptsprache (1646). Zit. n.: Johann Rist. Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Helga Mannaack und Klaus Reichelt. Hrsg. v. Eberhard Mannaack. Bd. 7. Berlin, New York 1982, 67–149.
- Schiewe, Jürgen: Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart. München 1998.
- Schill, Johann Heinrich: Der Teutschen Sprach Ehren-Krantz. Straßburg 1644.
- Schlegel, August Wilhelm: Vorlesungen über philosophische Kunstlehre (1798/99). Zit. n.: August Wilhelm Schlegel. Kritische Ausgabe der Vorlesungen. Hrsg. v. Ernst Behler in Zusammenarbeit mit Frank Jolles. Bd. 1. Paderborn, München, Wien, Zürich 1989, 1–177.
- Ueber dramatische Kunst und Litteratur. Zweiter Theil (1809/11). Zit. n.: August Wilhelm von Schlegels sämtliche Werke. Bd. 6. Hrsg. v. Eduard Böcking. Reprogr. Nachdr. der 3. Ausg. Leipzig 1846. Hildesheim, New York 1971.

- Schlosser, Horst Dieter: 525 Jahre „Unwort“. Gesamt-, West- und Ostdeutsches im Spiegel der Sprachkritik. In: Karin M. Eichhoff-Cyrus/Rudolf Höberg (Hrsg.): Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall? Mammheim, Leipzig, Wien, Zürich 2000, 289–301.
- Schopenhauer, Arthur: Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde (1813). Zit. n.: Arthur Schopenhauer. Zürcher Ausgabe. Werke in 10 Bänden. Bd. 5. Zürich 1977, 7–179.
- Shakespeare, William: The First Part of King Henry the Fourth (1596/97). Zit. n.: The Complete Works of William Shakespeare. Ed., with a Glossary, by W. J. Craig. London 1987, 442–473. – Übersetzung: A. W. Schlegel. Zit. n.: Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. Hrsg. v. Hans Mätter. Bd. 9. O. O. 1979, 173–269.
- Much Ado about Nothing (1598/99). Zit. n.: The Complete Works of William Shakespeare. Ed., with a Glossary, by W. J. Craig. London 1987, 128–154. – Übersetzung: W. Graf v. Baudissin u. d. Red. v. L. Tieck. Zit. n.: Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. Hrsg. v. Hans Mätter. Bd. 5. O. O. 1979, 157–243.
- Sprach-Verderber*: Der Vnartig Teutscher Sprach-Verderber. Beschrieben Durch Einen Liebhaber der redlichen alten teutschen Sprach. O. O. 1643.
- Stückel, Gerhard: Zur Sprachbefindlichkeit der Deutschen. Erste Ergebnisse einer Repräsentativumfrage. In: Gerhard Stückel (Hrsg.): Sprache – Sprachwissenschaft – Öffentlichkeit. Berlin, New York 1999, 16–44. (IDS-Jahrbuch 1998.)
- Stieler, Kaspar: Teutsche SekretariatKunst [...] von dem Spaten. Erster Band / und zweyter Druck / reichlich vermehret. Nürnberg 1681.
- Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz. Nürnberg 1691. Reprograph. Nachdr. mit einem Nachwort von Stefan Sonderegger. 3 Tle. München 1968.
- Veldre, Georgia: Zur Diskussion über den Begriff ‚Tochtersprache‘ im 19. Jahrhundert. In: Historiographica Linguistica 19, 1992, 65–96.
- Weitenauer, Ignaz: Zweifel von der deutschen Sprache. Innsbruck 1772.
- Zesen, Philipp von: Hooch-Deutsche Sprach-Übung (1643). Zit. n.: Philipp von Zesen. Sämtliche Werke. Unter Mitwirkung von Ulrich Maché und Volker Meid. Hrsg. v. Ferdinand van Ingen. Bd. 11. Bearb. v. Ulrich Maché. Berlin, New York 1974.